

# Bern bei Nacht

Autor(en): **O.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 15

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637228>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit scharfen Versen kündigte er hier den Fürsten den Kampf an. In der Folge war seines Bleibens in Deutschland nicht mehr. In Herisau in der Schweiz schrieb er sein „Ca ira“, nach der Melodie der Marseillaise zu singen. Von London aus, wohin er im Sommer 1846 übergesiedelt war, um als Kaufmann ein sicheres Brot zu verdienen, verfolgte er mit gespanntem Interesse die politische Entwicklung seines Vaterlandes. Mit mächtigen Fanfarenstößen schmetterte er „als Trompeter der Revolution“, wie er sich selbst bezeichnete, seine politischen Gedichte in die Kampfstimmung.

Da brach in Berlin die Märzrevolution des Jahres 1848 los. Der König verbrüdete sich mit dem Volk und trug Schwarz-Rot-Gold vor Hunderttausenden. Doch Freiligrath gefiel diese gemüthliche Art der Revolution nicht; seine Revolution hätte vor den Fürstenthronen nicht Halt gemacht. Das im März 1848 entstandene Gedicht „Schwarz-Rot-Gold“ gibt seinem Radikalismus deutlichen Ausdruck:

„Denn das ist noch die Freiheit nicht,  
Die Deutschland muß begnaden,  
Wenn eine Stadt in Waffen spricht  
Und hinter Barrikaden:  
„Kurfürst, verleihe! Sonst — hüte dich! —  
Sonst werden wir — großherzoglich!“

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden fladert die Flamme!“

„Das ist noch lang die Freiheit nicht,  
Die ungeteilt, ganze,  
Wenn man ein Zeughaustor erbricht,  
Und Schwert sich nimmt und Lanze;  
Sobann ein wenig sie schwingt  
Und — folgsamlich zurück sie bringt!“

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden fladert die Flamme!“

„Das ist noch lang die Freiheit nicht,  
Wenn man, statt mit Patronen,  
Mit keiner andern Waffe sicht,  
Als mit Petitionen!  
Du lieber Gott: — petitioniert!  
Parlamentiert, illuminiert!

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden fladert die Flamme!“

Der Dichter sah damals klarer als das preußische Volk. Wie wurde es, dem der König das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatte an Volksrechten und Verfassung, düpiert und verraten! Noch volle 70 Jahre mußte es durch die Schule der Geschichte hindurch, um reif zu werden zur Republik, wie Freiligrath sie im Auge hatte.

Aber heute noch steht lange nicht das ganze deutsche Volk zu Schwarz-Rot-Gold. In Bayern wird das derzeitige Reichsbanner mit Hohn und Haß verfolgt; in Leipzig verschwindet es verschämt, wenn Hindenburg einrückt und macht dem Schwarz-Weiß-Rot der alten Monarchie Platz.

Freiligraths politisches Ideal ist, fünfzig Jahre nach seinem Tode, noch nicht verwirklicht. Das offizielle Deutschland feiert in ihm lieber den Dichter des „Hurra, Germania“ und der „Trompete von Gravelotte“. Auch dieser Revolutionsdichter war milder geworden. Er hatte nach den politisch bewegten Jahren in Düsseldorf und Köln den Staub der deutschen Heimat wieder von den Füßen geschüttelt und war nach London zurückgekehrt. Da löste 1867 die Schweizer Bank, an der er tätig war, ihr Geschäft in London auf und der alternde Dichter sah sich vor schwere Lebensorgen gestellt. Eine Volksammlung, angeregt durch Emil Ritterhans, riß ihn aus der Verlegenheit. Es war

das deutsche Volk, das seinen Dichter grüßte, und ihn, der 1868 in die Heimat zurückkehrte, mit Jubel und Ehrungen empfing. Zwei Jahre später war Deutschland siegreich unter der schwarz-weiß-roten Fahne, und Freiligrath besang dieses Deutschland in der stürmischen Begeisterung der Julitage 1870:

„Hurra, du stolzes schönes Weib,  
Hurra, Germania!  
Wie fühl mit vorgebeugtem Leib  
Am Rheine stehst du da!  
Im vollen Brand der Juliglut,  
Wie ziehst du riß dich dein Schwert!  
Wie trittst du zornig frohgemut  
Zum Schutz vor deinen Herd!  
Hurra, hurra, hurra!  
Hurra, Germania!“

Das waren Verse eines Sechzigjährigen. Sie waren nicht ureigenstes Seelengut. Recht haben jedenfalls die Deutschen, die in Freiligrath den Märzdichter sehen. Doch, wie gesagt, ihre Zeit ist noch nicht erfüllt. Wer den hundertsten Todestag erlebt, mag vielleicht freudig konstatieren, daß der Deutsche das Land gefunden hat, das der Dichter in „Ca ira“ meint:

„Frisch auf denn, spring hinein!  
Frisch auf, das Deel bemannt!  
Stoßt ab! Stoßt ab!  
Rühn durch den Sturm!  
Sucht Land und findet Land!“

H. B.

## Bern bei Nacht.

Eine Hausschlüsselgeschichte von O. B.

Die Fremden rühmen die Schönheiten und Reize von Bern. Bern bei Tage, wohlverstanden! Aber vorlezte Woche hatte ich Gelegenheit, sie auch bei Nacht kennen zu lernen. Noch dazu in einer pechschwarzen, stürmischen, regnerischen Nacht. Der Rot gehorchend, nicht dem eigenen Triebe...

Von einem Besuche bei Freunden zurückkehrend, mußte ich, eben vor meiner Haustüre angelangt, 12 Uhr nachts, die trottreiche Entdeckung machen, daß mein sonst so unzertrennlicher Lebensgefährte, mein treuer Begleiter auf allen Wegen und Wanderungen, der Hausschlüssel, mich schneide im Stiche gelassen hatte. Mit Blitzesschnelle kam mir der Gedanke, daß mein, ach so schmerzlich vermißter Freund, sich im tiefsten Innern einer Tasche meines Hausrockes befinden müsse. Der Ungetreue, Undankbare! Die Erkenntnis kam zu spät. Und alle Versuche, auch ohne Hilfe des schändlichen Ausreißers ans Ziel, das heißt, in meine Wohnung zu gelangen, scheiterten kläglich. Ein viertelstündiges, wütendes Gehämmern auf den Knopf der elektrischen Klingel machte auf meine anscheinend im tiefsten Schlafe befindlichen Angehörigen durchaus keinen Eindruck. Auch das nachher einsetzende mit Kieselsteinen reichlich genährte Trommelfeuer — Ziel die Fensterläden meiner Wohnung — verhallte vollkommen wirkungslos. Nur ein herumstreichender Kater ergriff erschreckt die Flucht, das einzige Lebewesen, das ich mit meinem Bombardement aus seiner nächtlichen Ruhe aufzuseuchen vermocht hatte.

Noch einen letzten wehmütigen Blick hinauf zu den heimatischen Gefilden, dann trittete ich, die Ausichtslosigkeit weiterer Versuche einsehend, der Stadt zu. Ein gewichtiges Paket, mir von meinen Freunden geliehene Bücher, unter dem Arm, diverse Verwünschungen zwischen den Zähnen, Zorn, Empörung, Groll in der Seele. Ein Sekuritaswächter, so sagte ich mir, konnte hier allein noch Rettung bringen. Auf meinem halbstündigen Wege zur Stadt hatte ich alsdann hinreichend Gelegenheit, über Ursache und Wirkung eines liegen gelassenen Hausschlüssels nachzudenken.

In der Stadt herrschte Stille. Nur vereinzelte Passanten waren noch bemerkbar. Mit hochgezogenem Kragen, tief auf die Stirn gepreßtem Hut stoben sie wie geheimnisvolle Schatten an mir vorbei. Glückliche Menschen, dachte ich, eure Börse mag leer sein, euer Kopf erhitzt vom Weine, aber einen Hausschlüssel habt ihr sicherlich in der Tasche! Beim Zeitglockenturm stieß ich endlich auf eine Polizeipatrouille. Ein Hoffnungsstrahl! Hier klagte ich mein Leid und meine Schmerzen, die ganze Hausschlüsselgeschichte. Die beiden Vertreter der heiligen Hermandad aber zuckten nur, lächelnd, die Achseln: „Das isch haut e bösi Gschicht, Herr, da isch awäg nid viel z'mache“. Und als ich von Sekuritaswächtern sprach, die, wie ich gehört, schon so vielen bedrängten Bürgern aus der Klemme geholfen, da zuckten sie neuerdings die Achseln. Der eine meinte, die Chance sei sehr gering, auf diesem Wege in meine Wohnung zu gelangen. Einem Sekuritaswächter zu begegnen, sei beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Und auch, gefetzt der Fall, es würde mir einer in die Hände laufen, wäre trotzdem noch nichts geholfen. Ein Sekuritaswächter dürfe niemals von seinem Wege abweichen. Auch nicht vom Wege der Tugend? ... Der andere dieser Hüter der Ordnung fügte bei, um 4 Uhr morgens werde ja das Bahnhofbuffet geöffnet, da könne ich etwas Wärmendes bekommen. O du Saanenkalb, dachte ich im Stillen, du hast gut reden von geöffnetem Bahnhofbuffet und etwas Wärmendem. Denn auch meine Börse hatte ich, Unglückseliger, zu Hause liegen gelassen. Sie mußte, meiner Vermutung nach, sich wohlgeborgen auf der linken Seite meines Schreibtisches befinden. Nun hatte ich genug. Mir war klar, daß in den Köpfen dieser beiden weder die Schlaubeit und Fündigkeit eines Rick Carter, noch die Kühnheit, der Scharfsinn eines Sherlock Holmes zu Hause seien. Also good night! Ich dankte trotzdem höflich für die trostreiche Auskunft und stürmte in fieberhafter Eile stadtaufwärts, dem Bahnhof zu, allwo ich denn Mann der Sekuritas zu finden hoffte. An der Marktgasse, vis-à-vis dem Kaiserhaus, war eine Gruppe von Arbeitern mit der Reparatur des Trangleisens beschäftigt. Blauviolette Strahlen schossen blühtartig in die dunkle Nacht empor; gewaltiges Zischen und Tosen erfüllte die Luft. Dicht daneben stand ein Wagen der städtischen Straßenbahn. Allerhand Gedanken stiegen in mir auf: Die wissen wenigstens, wozu sie hier stehen, in diesem Hundewetter, und ich wette, jeder von ihnen besitzt einen Hausschlüssel. Könnte ich mich doch für ein paar Stunden in jenem Wagen zur Ruhe setzen, mich schützen vor diesem unbarmherzig einherbraulenden Westwind. Aber keiner der Arbeiter machte Miene, mir einen Platz anzuweisen.

In allernächster Nähe des Tramwagens stand noch ein Herr, in Gehrock, weißer Weste und buntem Schlupps. Sein eingedrückter Hut saß bedenklich schief auf seinem Kopfe. Er hatte anscheinend größte Mühe, Haltung zu bewahren und suchte fortwährend nach geeigneten Stützpunkten. Auch er sah mit begehrlischen Blicken nach dem Tramwagen hin, der ruhig da stand und keine Miene machte, abzufahren. Kein Zweifel, der gute, wohl von einem Gelage herkommende Mann, war in seinem Dusef der Meinung, hier vor einer Haltestelle der Straßenbahn zu stehen. Als ich, des Zuschauens endlich müde geworden, mich wieder in Bewegung setzte, stand er immer noch da, zum Einsteigen bereit. Langsam schlenderte ich indessen die Marktgasse hinauf. Noch herrschte Stille. Nur das eintönige Plätschern eines Brunnens war hörbar. Plötzlich befand ich mich vor dem Käfigturm, der sich mir groß, breitpurig in den Weg stellte. Wie manche Nacht mag er hier schon Wache gestanden haben? Wie viele sind wohl schon, aufrechten, festen Schrittes die die einen, schwankend und beladen die andern, in dunkler Nacht unter seinem Bogen hindurchgegangen? Und immer noch steht hier ein alter, unverwüßlicher Kriegsknecht.

Nächsteren Schrittes, aber schlotternd vor Kälte, schritt ich unter seinen mächtigen Füßen hindurch. Wütend segte

der Wind über den Bärenplatz hinweg. Ein Hund kauerte vor einer Türe, in langgezogenen Tönen Einlaß begehrend. Auch du, mein Sohn! Hausschlüssel vergessen? Armer Teufel! ....

An der Spitalgasse war schon mehr Betrieb. Autos kamen in rasender Fahrt einhergerast, späte Gäste, Damen und Herren, in Mäntel und Pelze verhummt, nach Hause zu bringen. Aber nirgends eine gütige Hand, ein liebevolles Händchen, das mich zum mitfahren eingeladen hätte. Vorbei, vorbei... Dazwischen begegneten mir Gruppen von Damen und Herren, Mädels und Burschen, die zu Fuß ihrer Behaulung zusteuerten. Ueberall frohes Geplauder, Gelächter, Richern. Pärchen, eng aneinander geschmiegt, zogen flüsternd und kosend an mir vorüber. In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht... Da und dort einer, der solo seines Weges ziehen mußte. Und doch nicht solo, er hatte ja seinen Hausschlüssel bei sich. Aber nirgends ein Mensch, der in christlicher Nächstenliebe mir zugerufen hätte: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, ich gehe hin, Euch eine Stätte zu bereiten!“

Mit neidischen Blicken schaute ich jedem der vorüberfließenden Wagen nach. Sie alle konnten nach Hause, während ich, eines elenden Hausschlüssels wegen, mich hier allein, ohne Ziel und Zweck, auf der Straße umhertreiben mußte.

Zuoberst an der Spitalgasse begegneten mir zwei Burschen, die Arm in Arm, sich gegenseitig stützend, den Wänden der Lauben entlang torkelten, die Luft mit einem infernalischen Gebrüll erfüllend. Das war kein Gesang mehr, es waren wilde, tierähnliche Schreie, die die beiden, von der Peitsche des Alkohols getrieben, ausstießen. Aus weiter Ferne noch war ihr Huronengeheul hörbar. Wie verschieden doch, sagte ich mir, der Alkohol sich in den Köpfen seiner Verteilger bemerkbar macht! Still und gebeugt unter seiner Last wanden die einen mit glücklichem Lächeln, heiteren Selbstgesprächen, zufrieden mit sich und der Welt, aller Sorgen enthoben, ihres Weges einher, andere wieder, rasenden Tieren gleich, sich jeglicher Würde bar gebenden. Nicht umsonst hat Zola den Alkohol als den „Totschläger“ bezeichnet. Nun, wenn er sich damit begnügt, die Stille der Nacht totzuschlagen, mag ja noch angehen. Aber wie oft läßt er sich schlimmere, unheilvolle Taten zuschulden kommen! ... (Schluß folgt.)

## Gang durch die politische Osterwoche.

Das schöne Wetter der Ostertage hat für kurze Zeit auch am politischen Himmel die schwärzesten Wolken verschwinden lassen, zum mindesten in Europa.

Die französische Legislative hat nach stürmischen Sitzungen am Ostermorgen und an den darauffolgenden Wochentagen die wichtigsten Punkte des Reformprogramms ihres Finanzministers gutgeheißen. Angenommen ist die Bürgersteuer und sind etliche Zollerhöhungen; neue Monopole sind grundsätzlich beschlossen, die Detailbehandlung folgt noch. Die Finanzsanierung ist theoretisch über dem Berg. Der geschmeidige *Béret* hat mehr Glück gehabt als sein etwas weniger beweglicher Vorgänger Doumer. Die Frage bleibt noch offen, wie das französische Volk sich zu den neuen Steuern, die ihm als Ostergeschenk serviert wurden, stellt. Vermutlich wird es sie als das kleinere Übel betrachten; was sonst in Aussicht steht, weiß jedermann: die Inflation mit ihrer Teuerung, mit ihrem Defaitismus, ihrer *Après-nous-le-déluge*-Stimmung und Ends aller Ende der Zusammenbruch des Konjunkturbaues, die Krise und der Kagenjammer.

In Marokko läßt die Osterpersonne Friedensblümchen blühen. Emissäre *Abd el Krims* sind in Rabat erschienen — diesmal gut ausgewiesen —, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Doch scheint der Frost des Mißtrauens diesen Friedensblümchen schwer zuzusetzen, so daß nur geringe Hoffnung besteht für das Aufkommen des zarten Pflänzchens